

Udo Dortmund

C 26976 (2)

FIKTION UND FIKTIONALISIERUNG

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Udo Göttlich; Clemens Albrecht; Winfried Gebhardt (Hrsg.):
Populäre Kultur als repräsentative Kultur.
Die Herausforderung der Cultural Studies
Köln : Halem, 2010
(Fiktion und Fiktionalisierung ; Bd. VI)

Die Reihe *Fiktion und Fiktionalisierung* wird
herausgegeben von Udo Göttlich, Gerd Hallenberger
und Jörg-Uwe Nieland.

ISSN 1865-3332

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung
und Verbreitung, sowie der Übersetzung, vorbehalten.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch
Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
(inkl. Online-Netzwerken) gespeichert, verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

2., durchgesehene, erweiterte und aktualisierte Auflage

© 2010 by Herbert von Halem Verlag, Köln

ISBN 978-3-938258-56-9

Den Herbert von Halem Verlag erreichen Sie auch im
Internet unter <http://www.halem-verlag.de>
Email: info@halem-verlag.de

SATZ: Herbert von Halem Verlag
DRUCK: Finidr s.r.o., Tschechische Republik
GESTALTUNG: Claudia Ott Grafischer Entwurf, Düsseldorf
Copyright Lexicon ©1992 by The Enschedé Font Foundry.
Lexicon® is a Registered Trademark of The Enschedé Font Foundry.

Udo Göttlich / Clemens Albrecht /
Winfried Gebhardt
(Hrsg.)

Populäre Kultur als repräsentative Kultur

Die Herausforderung der Cultural Studies

Herbert von Halem Verlag

ZB 63 016

Inhalt

UDO GÖTTLICH / CLEMENS ALBRECHT / WINFRIED GEBHARDT	7	TEIL 3: DIMENSIONEN DER POPULÄRKULTURANALYSE	
Einleitung: Populäre Kultur als repräsentative Kultur. Zum Verhältnis von Cultural Studies und Kulturosoziologie		WERNER KÖSTER	152
TEIL 1: DIE HERAUSFORDERUNG DER CULTURAL STUDIES		Medienmentalitäten und Medienevolution: Zentrale Argumentationsweisen zum Verhältnis von Massenmedien und Kultur	
CLEMENS ALBRECHT	18	PETER J. BRÄUNLEIN	172
Wie Kultur repräsentativ wird: Die Politik der Cultural Studies		Migration, Globalisierung und das <i>TV-Mahabharata</i> . Anregungen der Medien-Ethnologie für Religionswissenschaft und Cultural Studies	
UDO GÖTTLICH	35	GABRIELE KLEIN	192
Wie repräsentativ kann Populäre Kultur sein? Die Bedeutung der Cultural Studies für die Populärkulturanalyse		Popkulturen als performative Kulturen. Zum Verhältnis von globaler Imageproduktion und lokaler Praxis	
TEIL 2: THEORETISCHE UND METHODISCHE ASPEKTE DER POPULÄRKULTURANALYSE		IAIN CHAMBERS	213
HANS-OTTO HÜGEL	54	Von der Populärkultur zum Erhabenen in der Moderne	
Zugangsweisen zur Populären Kultur. Zu ihrer ästhetischen Begründung und zu ihrer Erforschung		DOUGLAS KELLNER	222
KASPAR MAASE	80	Warenspektakel: McDonald's als globale Kultur	
Jenseits der Massenkultur. Ein Vorschlag, Populäre Kultur als repräsentative Kultur zu lesen		RONALD HITZLER	246
SIEGFRIED J. SCHMIDT	106	Trivialhedonismus? Eine Gesellschaft auf dem Weg in die Spaßkultur	
Es gibt keine Kultur – aber wir brauchen sie		FRANZ LIEBL	261
RAINER DIAZ-BONE	126	>Bricolo-Chic<: Der Bastler als Schnittstelle von Marketing, Trendforschung und Cultural Studies	
Diskursanalyse und Populärkultur			

UDO GÖTTLICH / CLEMENS ALBRECHT /
WINFRIED GEBHARDT

Einleitung:
Populäre Kultur als repräsentative Kultur.
Zum Verhältnis von Cultural Studies und
Kultursoziologie

WINFRIED GEBHARDT Die Verszenung der Gesellschaft und die Eventisierung der Kultur. Kulturanalyse jenseits traditioneller Kulturwissenschaften und Cultural Studies	290
MARCUS S. KLEINER <i>Help the Aged!</i> Popmusik und Alter(n)	309
LUTZ HIEBER / STEPHAN MOEBIUS Die populäre Bilderwelt als repräsentative Kultur	329
JÖRG-UWE NIELAND Mind the gap! Popmusik und Politik(wissenschaft)	352
Autorinnen und Autoren	370

Kein Zweifel: Die Cultural Studies haben international Erfolg – in der theoretischen Diskussion, aber auch in der empirischen Kulturforschung. Inzwischen gehören sie auch hierzulande zum festen Bestandteil auf dem Terrain der Kulturwissenschaften, zu dem sich auch die klassische deutsche Kultursoziologie zählt.

Die Grundlagen des Erfolgs – genauso wie die Ausgangspunkte der akademischen Auseinandersetzung um die Cultural Studies – sind in den jeweiligen Ländern sehr verschieden. Der offensiv formulierte Anspruch, es handele sich um mehr als eine bloß theoretische und methodische Innovation, ist dabei von den Ursprüngen im England der 1960er- und 1970er-Jahre her gesehen nicht überraschend. Offenbar kann nur diejenige Forschungsrichtung, die mit einer provozierenden Forschungs- und Disziplinenkritik auftritt, im eingefahrenen Wissenschaftsbetrieb der Kulturwissenschaften damit rechnen, als ernstzunehmender Konkurrent Gehör zu finden.

Nach den ersten Aufregungen, die die Herausforderung der Cultural Studies selbst noch beim ersten Erscheinen des vorliegenden Bandes auslöste, haben sich die Wogen inzwischen weiter geglättet. Die Vertreter der traditionellen Kulturwissenschaften haben das Gespräch über die Differenzen und Gemeinsamkeiten mit den Vertretern der Cultural Studies längst gefunden und weiter vertieft. Mit der 2., erweiterten Aufla-

RONALD HITZLER

Trivialhedonismus? Eine Gesellschaft auf dem Weg in die Spaßkultur

1. Hedonismus: Eine Begriffsklärung

Der Kyniker Diogenes, allgemein bekannt als Bewohner eines Fasses, belehrte einmal den Hedonisten Aristippos, gern gescholten als Sozialparasit, darüber, dass er, Aristippos, wenn er sich wie er, Diogenes, mit eher kärglicher Nahrung begnügen würde, nicht auf die launische Gunst der Reichen angewiesen wäre. Aristippos antwortete darauf, dass er, Diogenes, sich auch würde besser ernähren können, wenn er sich nur darauf verstünde, den Umgang mit den Reichen zu pflegen.

Diese kleine, von Horaz überlieferte (hier aus WEHRLI 1981: 181f. übernommene) Anekdote illustriert einiges von dem, was wir mit dem Begriff ›Hedonismus‹ assoziieren – nämlich Sinneslust, Genussorientierung, Würdelosigkeit, also: eine fragwürdige Moral –, und sie illustriert zugleich einiges von dem, was wir bei unseren Assoziationen üblicherweise außer Acht lassen – nämlich Sarkasmus, Schlagfertigkeit, Ironie, kurz: intellektuellen Witz (der fraglos verloren ginge, würde Aristippos sein Statement als Erster abgeben und Diogenes mit dem seinen darauf antworten).

Für Aristippos gilt schon, was Erving Goffman (1974: 10) einmal William James attestiert hat: »Statt zu fragen, was die Wirklichkeit sei, gab er der Sache eine subversive phänomenologische Wendung, indem er folgende Frage in den Vordergrund stellte: Unter welchen Bedingungen halten wir etwas für wirklich?« Anders ausgedrückt: Evident ist nicht, was uns äußerlich ist, evident sind nur unsere Wahrnehmungen und Empfindungen (davon); kyrenaisch ausgedrückt: die von uns *empfundene Lust*, der von uns *empfundene Schmerz*.

Aus dieser Erkenntnistheorie leiten die Kyrenaiker ab, dass folglich die einzig plausible Richtschnur unseres Tuns und Unterlassens die Vermeidung von Schmerz- bzw. Unlustempfinden und die Erzeugung bzw. Beförderung von Lustempfinden sei. Auf dieser Prämisse wiederum basiert dann die ganze, komplexe Ethik des Hedonismus, innerhalb derer – und hier vereinfache ich über alle Maßen – Tugenden der verschiedensten Art, insbesondere aber die des Verzichtens, bekanntlich ja keineswegs negiert, allerdings eben ›lediglich‹ *diätetisch* begründet werden. D.h., der tugendsame Verzicht auf Lust gilt dann bzw. insofern als sinnvoll, als dadurch ein ›höherer‹ Lustgewinn zu gewärtigt ist.

Hedonismus – im kyrenaischen Sinne verstanden – meint also eine Morallehre des individuellen *Wohlbefindens*. Und eine als ›hedonistisch‹ definierbare lebenspraktische Attitüde sucht dementsprechend den *Sinn des Lebens* in der *Optimierung* sinnlicher Lust durch Hinwendung zum – wie auch immer verstandenen bzw. konnotierten – ›Wahren, Schönen und Guten‹. Die *nicht* systematisch bedachte, d.h. mithin die triviale Variante dieser Haltung müsste dementsprechend dadurch definiert sein, dass sie a) das ›Wahre, Schöne und Gute‹ usw. verkennt bzw. eben das *Falsche* als ›wahr, schön und gut‹ usw. qualifiziert und b) das diätetische Moment des Hedonismus vernachlässigt und folglich – statt auf die Optimierung – auf die *Maximierung* der Lust, d.h. auf maximales Wohlbefinden (bzw. Spaß) möglichst jederzeit, allerorten und unter allen Umständen, abzielt.

Im Folgenden will ich versuchen zu zeigen, dass es im Hinblick auf den im Untertitel dieses Beitrags hypostasierten Weg unserer Gesellschaft in die Spaßkultur – entgegen der bislang üblichen ›Amalgamierung‹ einschlägig interessanten Datenmaterials – analytisch Sinn macht, die beiden Deutungsschemata der Trivialisierung hedonistischer Lebenseinstellung auseinander zu halten und dann, wenn es um *Jedermann*-Spaß geht, von ›Radikalhedonismus‹ zu reden, den Begriff des ›Trivialhedonismus‹ hingegen dann zu verwenden, wenn es um *Dauer*-Spaß geht.

2. Wertewandel: Eine Spur

Wenn heutzutage nahezu zwei Drittel aller Bundesbürger bestätigen, dass der *Sinn des Lebens* für sie darin besteht, Spaß zu haben und sich leisten

zu können, was ihnen gefällt,¹ dann scheint der Weg dieser Gesellschaft in die Spaßkultur längst nicht mehr *nur* von sogenannten ›schwachen Signalen‹ geleitet, sondern sozusagen statistisch befestigt zu sein (vgl. dazu LIEBL 2000). Und dann stellt sich eben nicht die Frage, ob wir tatsächlich überhaupt, sondern eher, *zu welcher Art* von Spaßkultur wir unterwegs sind: eher auf dem zu einer gesellschaftlichen ›Renaissance‹ der hedonistischen Moral oder eher auf dem zu einer Popularisierung des Trivialen oder gar auf dem zu einer Trivialisierung des Populären, wie sie etwa der Humorist Olli Dittrich skizziert hat: »Wenn Sie etwas machen, was ein Potenzial zur Popularität hat, dann haben Sie immer Leute, die zugreifen und sagen: ›So, das ist jetzt gut!‹ Das wird dann herausgepickt und gezielt gefordert, immer wieder und jede Woche und noch mal und noch mal [...]« (zitiert nach MINKMAR 2001: 32).

Die zeitdiagnostische Ausgangsidee dieses Versuchs, dem derzeit grasierenden Hedonismus analytisch ein wenig auf der Spur zu bleiben, ist dementsprechend die (begründete) Vermutung, dass am Übergang zu einer (wie auch immer zu etikettierenden) ›anderen‹ Moderne ein vermutlich über alle erdenklichen sozialen Praktiken hinweg generalisierbarer Wandel der Welt- und Selbstwahrnehmung stattfindet, wie ihn insbesondere meine ehemaligen Bamberger Lehrer und Kollegen Ulrich Beck (1986), Gerhard Schulze (1992) und Peter Gross (1994) mit Begriffen wie ›Individualisierung‹, ›Erlebnisorientierung‹ und ›Multioptionalisierung‹ etikettiert haben. Dieser gravierende Wertewandel geht unter vielem anderen augenscheinlich auch einher mit einer umfassenden Spaß-Orientierung, einer Spaß-Orientierung, die wiederum – in der Zukunft noch mehr als heute bereits spür- oder gar nachweisbar – gravierende Folgen für das gesellschaftliche Miteinander zeitigen wird. Vereinfacht ausgedrückt: Immer mehr Akteure orientieren sich in dem, was sie machen, immer weniger, und noch weniger orientieren sie sich in dem, was sie einigermassen *engagiert* machen, an dem, wozu sie sich – sei es durch Gesetz, Moral, Sitte oder schlichte Gewohnheit – verpflichtet sehen. Stattdessen scheint ihnen alles, was schon (noch) sein muss, (zumindest auch) Spaß machen zu müssen. Absichtsvoll überpointiert prognostiziert: Das Prinzip ›Verpflichtung‹ als

Regulativ sozialer Ordnung wird durch das Prinzip ›Verführung‹ abgelöst (vgl. HITZLER 1999).

Im Folgenden versuche ich, die Idee dieses Wandels mit Blick auf die Bundesrepublik Deutschland zumindest *anzudeuten* (wobei ich, mangels Sachkenntnis, die Lebenssituation in der ehemaligen DDR ausklammere):

3. Nachkriegs- und Protestkultur in Deutschland

In der sogenannten ›Nachkriegs- und Wiederaufbauphase‹ galt die allgemeine ebenso wie auch die – jedenfalls für den ›kleinen Mann‹ – typische individuelle Lage zwar als ernst, aber keineswegs als hoffnungslos. Im Gegenteil: Auf der Basis eines nachgerade kollektiven Selbstverständnisses der Bereitschaft zum Neuanfang, des Pragmatismus, des Fleißes und der Anständigkeit breitete sich bekanntlich in diversen Konsumwelten ein allmählich steigender Wohlstand ›für alle‹ aus. Unbeschadet aller sich dergestalt eröffnenden materiellen Genüsse lässt sich die damals allgemein akzeptierte Wertorientierung gleichwohl als auf ›Leistung‹, ›Sauberkeit‹, ›Pflicht‹ ja ›Opferbereitschaft‹ (allerdings ›private‹ Opferbereitschaft) hin gerichtet charakterisieren.

›Lebensgenuss‹ war etwas, das, soweit überhaupt, im Großen und Ganzen im Rahmen dessen gedacht und erstrebt wurde, was – mit welchen Konnotationen auch immer – als ›Anstand‹ und ›guter Geschmack‹ galt. Selbstverständlich impliziert dieser Befund nicht, die Wiederaufbauphase der Republik sei tatsächlich geprägt gewesen von bildungsbürgerlicher Ästhetik. Wir reden hier vor allem auch von der Hoch-Zeit der Gartenzwerge und Nierentische, der Heimatfilme und Schlagerschnulzen. Aber dieses Ambiente repräsentierte damals nicht etwa Trash-, sondern eben so etwas wie ›Populärkultur‹. Und insbesondere war sowohl die eine wie auch die andere Orientierung *nicht* (wirklich) optional. D. h., sie wurde typischerweise eben *nicht* als auswählbar aus einer Vielfalt stilistischer Möglichkeiten begriffen, sondern sie manifestierte in beiden Ausprägungen lediglich unterschiedlich ›legitime‹ Varianten zum ›Geschmack der Zeit‹.

So, oder: Nonkonformistisches Verhalten begann dementsprechend denn auch bereits beim Überschreiten konventionell relativ enger Grenzen sozial problematisch – und das heißt: negativ sanktioniert zu werden. Gleichwohl wurde ›Lebensgenuss‹ mehr und mehr *jenseits* über-

¹ Die hier zugrunde liegenden Daten habe ich einer Studie des Bundesverbandes deutscher Banken in Zusammenarbeit mit der Forschungsgruppe Wahlen entnommen (repräsentative Auswahl, 1251 Befragte, telefonische Umfrage im Juli/August 2000).

kommener Konventionen definiert und gesucht. Und folglich geriet der mit immer weiter steigenden materiellen Optionen einhergehende Selbstverwirklichungsbedarf zunehmend in Widerspruch zu jener Wiederaufbau-Mentalität von Ordnung, Sauberkeit und Anstand.

Zunächst auf existenziell besonders virulenten Themenfeldern, dann immer umfassender wurden die gesellschaftlichen ›Zustände‹ als eng, muffig, spießig, kleinbürgerlich, autoritär, reaktionär, repressiv usw. etikettiert und dementsprechend im Weiteren von den rhetorisch intellektualisierten ›Rändern‹ der Gesellschaft her ideologisch immer härter attackiert. In der sogenannten ›Protestphase‹, in der diese kritische Haltung schließlich zeitgeistdominant wurde, ging es dann, abstrakt gesprochen, im Wesentlichen um Entfaltung, Befreiung, Umsturz, Revolution. Vereinfacht ausgedrückt: Die Lage galt nun als dringlich und grundlegend veränderungsbedürftig.

Der explizierte und expressive Normbruch wurde gleichsam zur Norm stilisiert für ein als ›authentisch‹ deklariertes, d.h. für ein wahrhaft lebenswertes – weil in welchem Sinne auch immer ›erfülltes‹ – Leben. Insofern ging es, auch wenn die Protestphase rhetorisch von (großteils martialischen) Klassenkampf-Metaphern getragen war, analytisch rückblickend betrachtet, weit weniger um die Emanzipation der ›Verdammten dieser Erde‹ als um die Installierung alternierender Wertsetzungen und um die Legitimierung bislang nicht konventionalisierter individueller Vollzugs- und sozialer Verkehrsformen. Der kulturelle Effekt bzw. Ertrag der Protestphase war denn auch weniger die ›Umwertung aller Werte‹ als eine – massive – Erweiterung der kollektiv und individuell sozusagen ›problemlos‹ verfügbaren *Optionen*.

4. Protagonisten und ›Erben‹ der Spaßkultur

Für viele Protagonisten des Protestes kaum nachvollziehbar, für manche Vorkämpfer von Emanzipationsidealen noch immer nachgerade unfassbar, haben die ›Kinder‹ der von ihnen erstrittenen Freiheiten nun irgendwann in den 1980er-Jahren damit begonnen, das bessere Leben nicht mehr theoretisch zu begründen und ideologisch einzufordern, sondern einfach praktisch zu genießen. Als für diese, durch den sogenannten ›Vereinigungsprozess‹ eher noch intensiviertere als irritierte jüngste Phase symptomatische Mentalität erscheint die einer augenfällig

ungenierten Bereitschaft zur Plünderung und eklektizistischen Aneignung von Kulturgütern jedweder Provenienz – sozusagen posttraditionale und postsozialbewegt zugleich, d. h., in den 1990er-Jahren erschien dezidierte Spaß-Orientierung wesentlich als eine zwar oft ›trashige‹, gleichwohl aber in weiten Teilen ›avantgardistische‹, von den Protagonisten eben jener post-sozialbewegten Mentalität vorangetriebene kulturelle Disposition.

Situatives Wohlbefinden, spielerischer Exhibitionismus und Voyeurismus, Partylaune, Lust am Schockierenden und dergleichen mehr sind nur einige Kennzeichen dieser Disposition, die dabei einen paradox erscheinenden Bedarf beförderte: den Bedarf, vor allem anderen ›irgendwie‹ frei zu sein und zugleich doch nicht allein zu sein. Gedeckt wird dieser Bedarf durch neue, strukturell hochgradig labile Formen der Vergemeinschaftung – jenseits sowohl traditional verselbstständigter Gemeinschaftlichkeit als auch jenseits ideologisch dauerreflektierter Genossenschaftlichkeit.

Der entscheidende Unterschied dieser neuartigen Vergemeinschaftungsformen gegenüber herkömmlichen Gesellungsformen besteht darin, dass die Teilhabe an ihnen eben *nicht* mit jenen je typischen Verpflichtungen einhergeht, welche üblicherweise aus dem Verweis auf Traditionen oder auf ähnliche soziale Lagen resultieren. Diese sozusagen *posttraditionale* Form der Vergemeinschaftung besteht vielmehr in der ständigen *Verführung* jedes Einzelnen zur habituellen, intellektuellen, affektuellen und vor allem ästhetischen Gesinnungsgenossenschaft. Dementsprechend labil ist typischerweise denn auch die Kohäsionskraft solcher posttraditionaler Vergemeinschaftungen: Sie konstituieren sich in der (teilweise lediglich punktuellen) Konvergenz von Neigungen, Vorlieben und Leidenschaften und manifestieren sich im relativen Konsens von je als ›richtig‹ angesehenen Verhaltensweisen, Attribuierungen, Codes, Signalen, Emblemen, Zeremonien, Attitüden, Wissensbeständen, Relevanzen, Kompetenzen (vgl. dazu HITZLER 1998; HITZLER/PFADENHAUER 1998; HITZLER/BUCHER/NIEDERBACHER 2001).

Eher beiläufig als ausdrücklich wurde und wird dergestalt, zur Irritation vieler Veteranen der vorausgegangenen Protestphase, die Ablösung der Idee moderner, emanzipatorischer Politik durch eine Praxis postmoderner ›life politics‹ bzw. durch den Vollzug existenzieller Strategien zur Realisierung von wie auch immer gearteten Entwürfen des je eigenen Lebens transportiert. Und diese sozusagen post-emanzipatorische

Politik der Realisierung des je eigenen Lebens befördert die Ausbildung einer mentalen Disposition, die wir als ›Jugendlichkeit‹ zu bezeichnen vorgeschlagen haben.²

Zeitgeistprägend war diese – der post-emanzipatorischen Politik der Realisierung des je eigenen Lebens sozusagen inhärente – mentale Disposition dezidiert intellektuell-moralischer Selbst-Entpflichtung vor allem in den späten 1980er- und in den 1990er-Jahren. Für das neue Jahrzehnt hingegen scheinen sich demgegenüber nun wiederum einige interessante Entwicklungen und Veränderungen anzudeuten: Die in einem engeren, oberflächenorientierten Sinne verstandene Spaßkultur ist inzwischen weitgehend diffundiert und zu einem sozusagen schenkelklopfenden Freizeitvergnügen zwischen *TV total*, regionalem Spaßbad und Urlaubsbesäufnis für jedermann geworden. Dieser ›Sauglattismus‹ ist in der Regel gemeint, wenn Kulturkritiker unterschiedlichster Provenienz heutzutage über die ›Spaßgesellschaft‹ räsionieren.

Ich schlage, wie gesagt, vor, die Nutzung dieses – vom Feuilleton bis zum Pädagogik-Handbuch, vom Drogenpolitiker bis zum Medienanalytiker, vom Zeitgeist-Roman bis zur evangelischen Moral-Kolumne (hier übrigens expliziert als ›Versuchung durch ein teuflisches Weltbild‹) – viel gerügten bzw. mit intellektueller Häme überzogenen, grassierenden Massenspaß-Angebots als ›Populärhedonismus‹ zu bezeichnen.

Diesem Populärhedonismus steht nun aber zugleich zum einen der Spaß insbesondere der jüngeren Generation an der Wiederentdeckung moralisch aufgeladener Weltdeutungen gegenüber, wie er sich exemplarisch etwa in der Renaissance von sentimental-trotzigem Liedgut sozusagen zum Mitsingen manifestiert. D.h.: Nach zehn bis fünfzehn Jahren Feier-Spaß muss jetzt anscheinend endlich wieder einmal jemandem etwas gesagt werden – etwas, was einem auf der Seele liegt, was einen wirklich bewegt, worüber man lange nachgedacht hat; was einem stinkt; was man hasst; was man liebt – oder auch wen, und warum; wer

2 Der von uns vorgeschlagene Idealtypus der ›Jugendlichkeit‹ verweist eher auf eine bestimmte mentale Disposition, die gegenwärtig in Gesellschaften wie der unseren für zunehmend mehr Menschen nachgerade jeden Alters zu einer ›echten‹ existenziellen Option wird: eine mentale Disposition dezidiert Selbst-Entpflichtung, wie sie unter anderen etwa der Kulturpublizist FALKO BLASK (1996) unter dem Stichwort ›Q-Faktor‹ skizziert hat, oder wie sie von Trendforschern wie JOHANNES GOEBEL und CHRISTOPH CLERMONT (1997) als ›Tugend der Orientierungslosigkeit‹ etikettiert worden ist. Man kann zur Charakterisierung dieser Attitüde aber auch auf die altösterreichische Einsicht zurückgreifen, dass die Lage zwar hoffnungslos, aber keineswegs ernst sei... (vgl. HITZLER/PFADENHAUER 2000).

man ist; wovon man träumt; wovor man sich ängstigt; worauf man hofft – und vor allem: worum es eigentlich wirklich geht (vgl. HITZLER/PFADENHAUER 2001).

Zum anderen beginnt jene – im weitesten Sinne ›technoide‹ – *Generation Golf* (ILLIES 2000), die ein gutes Jahrzehnt lang enthusiastisch der ›Tugend der Orientierungslosigkeit‹ (GOEBEL/CLERMONT 1997) gefrönt hat, ihre seinerzeit avantgardistische Attitüde auf ein Leben nach den Feier-Exzessen und Exzessiv-Feiern zu transformieren (vgl. dazu VOGELGESANG 2001; auch FARIN 2001). Mit einigem neuen Personal, aber mit der im Wesentlichen gleichen Mentalität manifestiert sich diese Transformation wiederum in der Amalgamierung von ›Arbeiten‹ und ›Spaß haben‹ – z. B. in solchen Kontexten wie der sogenannten ›Start-up- und New-Economy-Szene‹ (vgl. dazu PFADENHAUER 2002: 193ff.). Dabei soll – jedenfalls der hier grassierenden Ideologie nach – eben die Arbeit selber Spaß machen und nicht spießig sein, und der Spaß soll, sozusagen im Flow-Effekt, durch Leistung entstehen (nach dem Prinzip »bello arbeits con spassi e zastre«, wie die Personal-Werbung der Software-Firma TANTO auf Pizzakartons – zumindest vor dem großen ›Crash‹ im Jahr 2000 – in Aussicht gestellt hatte).

Das heißt, die (fiktive) Party, die insbesondere die 1990er-Jahre geprägt hat, wird hier zwar umgelabelt und in weiten Teilen auch ideologisch wie stilistisch neu ›eingekleidet‹, aber sie geht weiter – gemäß der Annahme, dass es anscheinend keinen hinlänglich plausiblen Grund gibt, darauf zu verzichten, möglichst jederzeit, allerorten und unter welchen Umständen auch immer seinen Spaß zu haben. Wie ebenfalls bereits gesagt, schlage ich vor, diese – in dieser Deutlichkeit sozial m.E. doch ›neue‹ – Idee des Überall-und-immer-Spaß-Habens als ›Radikalhedonismus‹ zu bezeichnen.

5. Spaß ist Ansichtssache

Natürlich ist es ›an sich‹ nichts Neues, dass Menschen Spaß haben (wollen). Vor allem, wenn man Spaß in dem von mir intendierten umfassenden Sinne der Befasstheit mit dem, wozu man Lust hat, definiert, haben Menschen wohl ›schon immer‹ Spaß gehabt – mitunter jedenfalls und an irgendetwas. Und nicht zum Wenigsten wurde natürlich auch in der zuvor skizzierten Protestphase der Bundesrepublik Deutschland ›Spaß‹

reklamiert. (Zumindest ›Spaßguerilleros‹ wie Fritz Teufel und Rainer Langhans dürften vielen von uns noch immer ein Begriff sein.) Aber diese Idee von ›Spaß‹ war symptomatischerweise *instrumentell* konnotiert: Spaß wurde *nicht* als Eigenwert verstanden und propagiert, sondern als eine sozusagen ›unerhörte‹ revolutionäre Waffe, deren Einsatz die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen sollte.³

Die hier infrage stehende, ›neue‹, trivialhedonistische Spaßkultur zeichnet sich demgegenüber dadurch aus, dass eben nicht die Verhältnisse zum Tanzen gebracht werden sollen, sondern dass sozusagen auf den Verhältnissen getanzt wird. Und wie auch die einschlägige Datenlage zeigt, hat ja selbst die wirtschaftlich angespannte Situation der zurückliegenden Jahre die allgemeine ›Lust am Genuss‹, den allgemeinen ›Spaß an der Freud‹ *grosso modo* keineswegs geschmälert, sondern eher noch beflügelt. Das heißt: Selbst wenn die Lage hoffnungslos erscheint, so ist sie doch keinesfalls ernst.

Weniger metaphorisch formuliert: Die zentrale Orientierung zielt schon lange nicht mehr auf Selbstverpflichtung zu einem im konventionellen Sinne ›anständigen‹ Leben. Aber sie zielt eben auch nicht mehr auf eine dem Streben nach Selbstverwirklichung sozusagen moralisch vorgeschaltete Pflicht zur intellektuellen Selbsterkenntnis. Die zentrale Orientierung zielt auf das Spaß-Haben selber als einem eigenständigen, als einem weder mehr rechtfertigungsbedürftigen noch über sich hinausweisenden Wert, sozusagen als dem semantischen Punkt, auf den sich der Zeitgeist analytisch noch bringen lässt. Spaß zu haben oder sich einen bzw. eben *seinen* Spaß zu machen ist demnach das, was die Menschen heutzutage vor allem erstreben, zumindest *auch* erstreben, was immer konkret sie je auch tun oder lassen mögen.

Natürlich kann man nun über das, *was* den Leuten Spaß macht, streiten, denn so manches von dem, was manchen von uns Spaß macht, ist für andere nicht nur ›gar nicht witzig‹, sondern mitunter schlicht entsetzlich. Als Beispiel dafür gestatte ich mir, eine Passage aus dem Roman *Spaß* des britischen Literaten Will Self (1998: 14) zu zitieren: »Hätte ich ihr Einblick gewährt in das, was ich mir unter Spaß vorstelle, hätte das höchstwahrscheinlich nur dazu geführt, dass sie ein oder zwei Wochen

3 In eben diesem Geiste betrieben übrigens einige der damals noch aktionsbereiten Veteranen der einstigen Spaßguerilla eine Art Apacemement-Politik mit Teilen der damals aktuellen ›Fight-for-your-right-to-party‹-Fraktion.

später zu jemandem gesagt hätte: ›Ich habe da vor ein paar Tagen auf einer Dinnerparty einen Mann kennen gelernt, also, das war echt komisch. Wir unterhielten uns gerade über Spaß. Du weißt schon, ›Spaß haben‹, sich mal so richtig gehen lassen und einen draufmachen, und der Kerl sagt zu mir, für ihn ist Spaß – und dabei betont er, dass das nur ein beliebiges Beispiel ist, das ihm gerade eingefallen ist –, in der U-Bahn einen geköpften Penner in den Hals zu ficken. Also ich meine, das ist doch echt abgefahren. Was die Leute heutzutage so alles sagen, nur weil sie glauben, sie können einen damit aus der Reserve locken!«

Nun, ich weiß nicht, ob bzw. inwiefern Leser dieses Textes sich durch dieses Spaß-Beispiel aus der Reserve gelockt fühlen. Es geht mir dabei auch weder um die literarische Qualität der zitierten Passage, noch um die Originalität der Konstruktion des ganzen Romans im Vergleich etwa zu Bret Easton Ellis' zwei Jahre zuvor erschienenem Kultbuch *American Psycho*. Ich will mit diesem kleinen Exkurs lediglich illustrieren, dass das, was Spaß macht, analytisch gesehen tatsächlich eine Frage des individuellen Geschmacks, bzw. dass das, was Spaß macht, immer und unabweisbar *Ansichtssache* ist. Technischer ausgedrückt: Der Spaß, den man hat – oder auch nur sucht –, hängt essenziell ab von Standpunkt, Blickwinkel und Perspektive des erlebenden Subjekts, von dessen (biografisch gewachsenen) Motivationsstrukturen und jeweiligem Relevanzsystem, kurz: vom situativen Insgesamt seines Erlebens (vgl. dazu HITZLER 2000).⁴

Analytisch gesehen ist der Spaß, der ja bekanntlich sein muss, somit weder zwangsläufig der, der aus den (epochal überhöhten) ›harmlos humorigen Vergnügungen des kleinen Mannes‹ resultiert, noch gar der, den zwischenzeitlich zumindest die sensibleren und flexibleren bzw. die wendigeren unter den Institutionenverwaltern und sogenannten ›Verantwortungsträgern‹ propagieren und protegieren:

In der *Politik* etwa werben einerseits Minister für ehrenamtliches Engagement mit der Zusicherung, dass dieses auch Spaß machen dürfe (vgl. *Süddeutsche Zeitung*, 10.1.2001: 5),⁵ während andererseits ›Spaß-Gene-

4 Diese ebenso schlichte wie evidente Einsicht scheint nicht nur vielen moralisch fest positionierten Mitmenschen schlechthin, sondern auch so manchem intellektuell-publizistischen Zeitgeist-Kritiker anhaltend verwehrt zu sein. Wie sonst wäre es zu erklären, dass die komplexe Idee der Spaß-Kultur immer und immer wieder – und im entsprechend larmoyanten Duktus – reduziert wird auf eine Art (medien)modischer Varianten zu jenem Lebensgefühl, wie es sich in dem bekannten Schlagerklassiker von Roberto Blanco so einprägsam manifestiert?

5 Hinter dieser Einlassung stecken übrigens die Erkenntnisse einiger Untersuchungen aus

räle« zu Parteivorsitzenden avanciert sind (vgl. *Stern* 46/2000: 36-42). – In der *Wirtschaft* preisen Trendscouts »Jobs mit Spaßfaktor« an (vgl. *Junge Karriere* 2000: 56ff.), werben Kleinanzeigen für »Arbeiten mit Spaß von Zuhause« (vgl. *Dortmunder Stadtanzeiger*, 14.2.2001: 14) und werden zig Milliarden in Lizenzen für Medien investiert, die der Erwartung nach im Wesentlichen für Spaß-Kommunikation genutzt werden dürften (vgl. *Die Woche*, 3.11.2000: 11). – In der Wissenschaft greifen Einsichten um sich wie die, dass eben »nur Spaß« weiterhilft, wenn in Deutschland die Techniker auszugehen drohen und Jugendliche für ein Physik- oder Ingenieur-Studium begeistert werden sollen (vgl. *Bild der Wissenschaft*, 12/2000: 89), oder dass »einschläfernde Proseminare als Auslaufmodell« gelten sollten, weil »Spaß [eben] ein wichtiger Faktor« ist – selbst bei Schreibübungen (vgl. *TAZ*, 10.1.2001: 16) – und (auch nach dem 11. September 2001 nahezu ungebremst) *anhaltend* so weiter und so fort...

Generalisierend ausgedrückt: Bildung, im Sinne von sowohl wissenswertem als auch moralisch wünschenswertem und somit notfalls auch (paternalistisch) zu oktroyierendem Wissen, lässt sich von »Spaß haben«, d.h. von Zerstreung, im Sinne von unterhaltsamem und individuell erwünschtem, aber kulturell als verzichtbar geltendem Wissen, *nur dann* einigermaßen klar abgrenzen, wenn man diese Differenzierung von (irgend)einem – wie auch immer gearteten – normativen Standpunkt aus vornimmt. Unter den kulturellen Bedingungen unserer Gegenwartsgesellschaft aber lässt sich nun eben *kein* normativer Standpunkt mehr ausmachen, der nicht strittig bzw. durch entsprechende Gegenpositionen unterminiert wäre. Die herkömmliche »Pflicht« zur Bildung konkurriert und konfligiert auf dem zunehmend medialisierten und infolgedessen für den potenziellen Konsumenten bzw. Nutzer zusehends »geöffneten« Markt der Wissensangebote mit einer allgegenwärtigen bzw. jederzeit durch jedermann qua Knopfdruck und Mausclick aktivierbaren »Verführung« zur Zerstreung.

Der Spaß, der sein muss (und auch hier referiere ich lediglich Medienmeldungen aller möglichen Art), kann aber auch z. B. ebenso darin bestehen, sich Maximalrisiken aller möglichen Art auszusetzen, wie darin, als Urlaubsvergnügen »in sengender Sonne im Steinbruch zu schuften«, oder

den 1990er-Jahren, in denen eruiert worden ist, dass der Spaß, den man dabei hat, mit Abstand das wichtigste Motiv für ehrenamtliche Tätigkeiten geworden ist (vgl. dazu v. a. MEULEMANN, z. B. 1998).

auch darin, sich in Katastrophengebieten herumzutreiben oder im Stau zu stehen, oder eben darin, andere Lebewesen (zu Tode) zu quälen. Man kann seinen Spaß ebenso daran haben, dezidiert bzw. expressiv »Scheiße drauf« zu sein, wenn andere ihren Spaß haben, wie daran, anderen – auf welche Art und Weise auch immer – *ihren* Spaß möglichst gründlich zu vermiesen, oder an irgendetwas beliebigem anderen. (Nochmals: Was Lustgewinn mit sich bringt, was also Spaß macht, ist – das können wir wenigstens seit Aristippos und den Kyrenaikern wissen – *Ansichtssache* bzw. eine Frage des Geschmacks.)

6. Konsequenzen der Hedonisierung

Vor dem Hintergrund dieser gleichsam postmodernistischen Diagnose der »Beliebigkeit« des Spaßhabens will ich die eingangs gestellte Frage nach der Art von Spaß, mit der wir es gegenwärtig kulturell wesentlich zu tun haben, nun abschließend unter Ordnungsgesichtspunkten nochmals anhand einer – der Anekdote von Diogenes und Aristippos strukturell nicht ganz unähnlichen – kleinen Begebenheit zwischen zwei moderneren, zumindest den Soziologen unter uns wohl bekannten Theoretikern aufgreifen: *Alvin Gouldner beschwerte sich nach einer gemeinsamen Verhandlung in ihrem Verlag einmal bei Erving Goffman, man würde sie beide dort behandeln wie eine Ware. Goffman beschwichigte daraufhin den erbosten Gouldner mit dem Hinweis, es sei schon in Ordnung, wenn sie vom Verlag wie eine Ware behandelt würden, solange man sie dort nur wie eine »teure« Ware handle.*

Das – nicht nur philosophisch viel diskutierte – Problem einer solchen hedonistischen Moralität besteht nun jedoch – wie ich auch zu illustrieren versucht habe – augenscheinlich darin, dass sie zumindest in dem Maße, in dem sie *nicht* eine »exklusive« Sonder-Attitüde kultureller Avantgardisten und intellektueller Gourmets à la Goffman bleibt, sondern sozial diffundiert, sozusagen zwangsläufig von einem Hochpreisprodukt zu einem Billigangebot mutiert, ja mutieren muss. Nun ist es ja aber nichts Neues, dass Menschen eben *ihren* Spaß haben (wollen) – mitunter jedenfalls und an irgendetwas. Und insofern mag es allenfalls aus der Perspektive vor allem eines normativen Moralismus bzw. einer selbstgefälligen Bildungsbürgerlichkeit hie und eines geschmäckerischen Avantgardismus da ein »gesellschaftliches« Problem darstellen, dass »alle« *gelegentlich* ihren Spaß haben wollen oder dass »einige« *immer* (nur) ihren Spaß haben

wollen. D.h., hier geht es tatsächlich um ein *intellektuelles* Problem gesellschaftlicher Ordnung – während für ›Kreti und Pleti‹ der Widerspruch zwischen dem, was man mit Überzeugung und Nachdruck für sich selber (und für seinesgleichen) reklamiert, und dem, was sich herauszunehmen man anderen zuzugestehen willens (bzw. ohne Nachteile für einen selber überhaupt in der Lage) ist, ›schon immer‹ wenn nicht unerkennbar, so doch zumindest ohne tiefere Bedeutung gewesen – und im Zweifelsfalle ›ad hoc‹ und pragmatisch zu lösen – ist.

Interessanter scheint mir zu sein, dass die meisten der einschlägigen Analysen und Kommentare die beiden m.E. *nicht* – jedenfalls nicht ohne Weiteres bzw. ohne Erkenntnisverluste – aufeinander reduzierbaren Deutungen der Diffundierung des Hedonismus ineinander werfen (weil offenkundig erst diese analytische Vermengung es ermöglicht, die Schimäre ›Spaßgesellschaft‹ mit Global-Verdikten zu überziehen). Die eine Deutung impliziert die – mithin *qualifizierende* – Frage nach dem ›Niveau‹ dessen, was Spaß macht und Lustempfinden auslöst. Hier geht es um das Prinzip des ›Sauglattismus‹ (das – wie z.B. die Tradition der ›närrischen Tage‹ zeigt – durchaus sozial befriedend als Ausnahmesituation charakterisiert sein kann). Die andere Deutung hingegen impliziert die – mithin *quantifizierende* – Frage nach der ›bekömmlichen‹ Dosierung dessen, was Spaß macht und Lustempfinden auslöst. Hier geht es um das Prinzip der Never-ending-Party (das – wie etwa die Idee der Boheme zeigt – durchaus ›auf hohem kulturellem Niveau‹ intendiert sein kann).

Nochmals: Weder dass ›alle‹ *gelegentlich* ihren Spaß haben wollen, noch dass ›einige‹ *immer* ihren Spaß haben wollen, also weder die ›Entwertung des Wertvollen‹ durch populärhedonistischen Massenkonsum noch der Verzicht auf Diätetik im ›juvenilen‹ Radikalhedonismus impliziert m.E. also ein gravierendes Problem sozialer Verkehrsordnungen. Das Ordnungsproblem, das auf dem Weg der Gesellschaft in die Spaßkultur entsteht, resultiert vielmehr daraus, dass zwar zwei Drittel aller Leute den Sinn ihres Lebens darin sehen, selber zu tun, was ihnen gefällt, dass – der gleichen Untersuchung zufolge – aber weniger als *ein* Drittel der Befragten akzeptieren will, dass auch andere einfach das tun, wozu *sie* eben Lust haben.

D.h., das mit der ›neuen‹ Spaßkultur einhergehende oder zumindest durch sie sich verschärfende soziale Ordnungsproblem resultiert weit weniger aus – sozusagen ›adornitisch‹ unterstellter – Ohnmacht, Inkompetenz und Entfremdung der Konsumentenmassen, sondern weit eher aus der zunehmenden Verbreitung von Selbstbewusstsein, von Selbstgewissheit,

von Durchsetzungswillen und mithin auch von Egozentrik, von Bornierung, von Anmaßung, von Dreistigkeit bei jedermann und jederfrau – gleich welchen Alters und welcher Positionierung im sozialen Raum. Anders ausgedrückt: In dem Maße, in dem jeder Einzelne sich *seinen* Spaß erlaubt und somit eben *alle* sich ihren Spaß erlauben, indem sozusagen existenziell und kollektiv *Ernst* gemacht wird mit dem Spaß, der sein muss, sind eben einige vermutlich gravierende Konsequenzen für unser künftiges Zusammenleben zu gewärtigen (vgl. nochmals HITZLER/PFADENHAUER 2000).

Eine dieser Konsequenzen ist, dass ›Spaß haben und niemandem weh tun‹ sich zwar durchaus als eine Art übergreifendes ethisches Postulat post-traditionaler Geselligkeiten rekonstruieren lässt, wie es Winfried Gebhardt (1999) vor Kurzem getan hat, dass damit aber z.B. *weder* der – bislang im Wesentlichen sozial geächtete – Ausnahmefall, in dem der Spaß eben gerade darin besteht, jemandem weh zu tun, *noch* der – in jeder Hinsicht alltagsübliche – Konfliktfall geklärt wäre, bei dem des einen Freud' eben hochgradig korreliert mit des anderen Leid. Denn jeder will tun, was *ihm* gefällt. Jeder will, dass andere tun, was er will, dass sie tun – und das heißt in der Regel, dass sie das tun, was mit dem, was *ihm* gefällt, zumindest nicht konfliktiert. Aber angesichts dieses Dilemmas kann niemand mehr damit rechnen, andere im moralisierenden Verweis auf ›übergeordnete Gesichtspunkte‹ in die Pflicht nehmen zu können. Wer andere dazu bringen will, etwas zu tun, was sie nicht ohnehin als *ihr* Wollen bzw. *ihrem* Wollen entsprechend begreifen, muss sie *gewaltsam* zwingen – oder eben: *verführen*.

Kurz: Eine Konsequenz der u. a. von Matthias Horx (1999: 7) gestellten Prognose, dass Spaß zu einer ausgesprochen ernstesten Angelegenheit werden dürfte, wird der gravierende – und vermutlich bleibende bzw. sich verschärfende, weil eben nicht allgemein akzeptabel zu befriedigende – gesellschaftliche *Bedarf* sein an verbindlichen Regelungen des sozialen Verkehrs bzw. an der hinlänglich verlässlichen Geltung einer novellierten ›Goldenen Regel‹ (vgl. BELLEBAUM/NIEDERSCHLAG 1999) unter den Bedingungen einer generalisierten Spaßkultur.

Literatur

- BECK, U.: *Risikogesellschaft*. Frankfurt/M. 1986
 BELLEBAUM, A.; H. NIEDERSCHLAG (Hrsg.): *Was Du nicht willst, dass man Dir tu'...* Konstanz 1999

- BLASK, F.: »Ich will Spaß!« München 1996
- FARIN, K.: *generation-kick.de*. München 2001
- GEBHARDT, W.: »Spaß haben und niemandem weh tun«. In: BELLEBAUM, A.; H. NIEDERSCHLAG (Hrsg.): *Was Du nicht willst, dass man Dir tu'...* Konstanz 1999, S. 159-178
- GOEBEL, J.; CH. CLERMONT: *Die Tugend der Orientierungslosigkeit*. Berlin 1997
- GOFFMAN, E.: *Rahmen-Analyse*. Frankfurt/M. 1974
- GROSS, P.: *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt/M. 1994
- HITZLER, R.: Posttraditionale Vergemeinschaftung. In: *Berliner Debatte INITIAL*, 9, 1, 1998, S. 81-89
- HITZLER, R.: Verführung statt Verpflichtung. In: HONEGGER, C.; S. HRADIL; F. TRAXLER (Hrsg.): *Grenzenlose Gesellschaft?* Teil 1. Opladen 1999, S. 223-233
- HITZLER, R.: »Ein bißchen Spaß muß sein!« In: GEBHARDT, W.; R. HITZLER; M. PFADENHAUER (Hrsg.): *Events*. Opladen 2000, S. 401-412
- HITZLER, R.; TH. BUCHER; A. NIEDERBACHER: *Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute*. Opladen 2001
- HITZLER, R.; M. PFADENHAUER: Eine posttraditionale Gemeinschaft. In: HILLEBRANDT, F.; G. KNEER; K. KRAEMER (Hrsg.): *Verlust der Sicherheit?* Opladen 1998, S. 83-102
- HITZLER, R.; M. PFADENHAUER: Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst! In: HETTLAGE, R.; L. VOGT (Hrsg.): *Identitäten in der modernen Welt*. Wiesbaden 2000, S. 361-380
- HITZLER, R.; M. PFADENHAUER: Unsichtbare Moralen? In: ALLMENDINGER, J. (Hrsg.): *Gute Gesellschaft?* Teil B. Opladen 2001, S. 823-837
- HORX, M.: *Das Zukunftsmanifest*. Düsseldorf 1999
- ILLIES, F.: *Generation Golf*. Berlin 2000
- LIEBL, F.: *Der Schock des Neuen*. München 2000
- MEULEMANN, H.: Die Implosion einer staatlich verordneten Moral. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 50, 1998, S. 411-441
- MINKMAR, N.: Comedy als angewandte Phänomenologie. In: *Die Zeit*, Nr. 10, 1.3.2001, S. 32
- PFADENHAUER, M.: *Inszenierung von Professionalität*. Dortmund (Diss.) 2002
- SCHULZE, G.: *Die Erlebnisgesellschaft*. Frankfurt/M./New York 1992
- SELF, W.: *Spaß*. Reinbek b. Hamburg 1998
- VOGELGESANG, W.: *»Meine Zukunft bin ich!«* Frankfurt/M./New York 2001
- WEHRLI, F.: *Hauptrichtungen des griechischen Denkens*. Zürich/München 1981

FRANZ LIEBL

»Bricolo-Chic«: Der Bastler als Schnittstelle von Marketing, Trendforschung und Cultural Studies¹

Disziplinlose Kontextpartisanen im Einsatz

Aus der Sicht des etablierten Forschungsbetriebs besitzen Cultural Studies immer noch den Geruch des Illegalen. Was soll man auch sonst von einer Wissenschaft halten, deren Vertreter sie selbst als »anti-disziplinär« – oder ironisch gewendet: als »undiszipliniert« (GENOSKO 1998) – verstehen; deren Methodenkatalog sich dem Außenstehenden als subjektiv, willkürlich und analytisch wenig zwingend präsentiert (HOLERT 1995); deren Forschungsgegenstände klar erkennbar durch die je persönlichen popkulturellen Präferenzen wie Lieblingsplatten, Lieblingszeitschriften oder Lieblingsfilme geprägt sind; und die eine Grauzone etabliert, in der sich Wissenschaft auflöst in ein Spiel von »selbstreflexiven [sic!] Loops« (KÄMMERLINGS 2001: N5)?

Diese Symptome einer mutmaßlich fröhlichen Wissenschaft besitzen dennoch einen tiefensten wissenschaftsstrategischen Hintergrund, der auf die Schwächen des herrschenden Wissenschaftsbetriebs abhebt. So stellte Hall (1990) unter anderem folgende hochdefizitäre Situation fest: »What we discovered was that serious interdisciplinary work does not mean [...] that one has a kind of coalition of colleagues from different departments [...]. Serious interdisciplinary work involves the intellectual risk of saying to professional sociologists that what they say sociology is, is not what it is. [...] a kind of sociology that would be of service to people

¹ Ich danke Herrn Dr. Manfred Huber, OECD Paris, für wertvolle Hinweise und die Beschaffung wichtiger Quellen.